

Fus und Recht.

Roman von Fred W. Gardt.

Dr. Werner war sehr betreten, als er den Brief gelesen hatte. Er verstand wohl die Befürchtungen der Frau oder wenigstens, daß sie Befürchtungen hegte, aber er war ungehalten, daß sie sich von ihm nicht hatte überzeugen lassen, daß eine Entführung des Kindes nicht zu befürchten sei. Auch hätte er nichts dagegen gehabt, daß sie einige Zeit, um fern zu sein von den unerquicklichen Begleiterscheinungen des Prozesses gegen Felix Binker, verreiste. Doch auf diese Weise, sich geradezu verflüchtigen, ohne Angabe ihres Aufenthaltsortes zu verschwinden, blieb für ihn eine exaltierte Unüberlegtheit. Zudem erschwerte dies die Durchführung der Sanierung. Zwischen diesen Erwägungen blühte ein Gedanke in ihm auf, daß diese plötzliche Flucht, gerade jetzt, da er mit dem Schuldtitel aus Montreux zurückgekehrt war, zu vagen Vermutungen Anlaß geben könnte. Er war selbst erstaunt, daß ihm dieser Gedanke kam, und konnte ihn rein verstandesgemäß nicht klären. Es war aber immerhin peinlich für ihn, als Sachwalter, wenn vielleicht die Staatsanwaltschaft Frau Binker zu irgendeinem Punkte vernehmen wollte und er sagen mußte, daß er nicht einmal ihren Aufenthalt kenne. Sehr unangenehm!

Diese gereizte Stimmung wurde nicht verbessert durch das Wiedersehen mit der Mutter, die wahrhaftig tat, als ob er aus einem mörderischen Feldzug unverwundet zurückgekehrt sei, und deren überströmende Herzlichkeit ihm fühlbar machte, daß sie seinetwegen in Sorge gewesen war. Er sprach selten mit seiner Mutter über seine beruflichen Sorgen; darüber, daß dieser oder jener Prozeß ihn überbürdete, diese oder jene verzwickte Angelegenheit nicht so ausgegangen war, wie er es erhofft hatte. Derartiges verarbeitete er mit sich allein und die Mutter achtete seine Zurückhaltung. Doch die langwierige Prozeßführung für Frau Berta Binker, die gerade in der Zeit des engeren Zusammenlebens auf dem Hirsch die entscheidende Wendung genommen hatte, zudem mit soviel menschlich bewegten Momenten verquickt war, hatte ihn ausnahmsweise auch zu der Mutter Gesprächig gemacht, so daß die alte Frau den Prozeß, wenigstens in seiner menschlichen Struktur, übersehen konnte. Vielleicht gerade deswegen, weil sie die verbindenden juristischen Fäden nicht erkennen konnte, erschien ihr dieses forensische Streiten wie ein mörderischer Zweikampf zwischen diesem kalt berechnenden, verschlagenen Felix Binker und ihrem temperamentvollen und draufgängerischen Sohn, und sie war deshalb in Sorge. Da er nun heimkehrte, von einem Erfolg sprach, aber unwirker Stimmung blieb, besorgte sie irgendeinen Hinterhalt, an dem er achtlos vorübergegangen wäre, irgend etwas Unvorhergesehenes, Unberechnetes, das ihn bedrohen könnte. Zudem hatte sie trotz ihrer Herzengüte eine verächtliche Antipathie gegen Frau Berta Binker gefaßt, die in ungebührlicher Weise, nach ihrer Ansicht, die Gutherzigkeit ihres Sohnes in Anspruch nahm und ihn in ein gefährvolles Abenteuer zu verstricken drohte. Und wenn sie ihre Empfindungen ganz klar hätte in Worte fassen können, so würde sie sogar von Leichtgläubigkeit ihres Sohnes gesprochen haben.

Diese uneingestandene, nach sichtbaren Ereignissen nicht abzumessende Antipathie gegen diese Frau teilte sie übrigens mit Frau Gabriele und Ursula. Wenn auch bei dem jungen Mädchen eine eifersüchtige Regung mitsprechen mochte gegen die Frau, deren Namen Franz so oft erwähnte, und als deren ritterlichen Sachwalter er sich gerierte, so war sicher bei Frau Gabriele ein derartiger Urgrund nicht vorhanden. Franz mit seinem Optimismus konnte am wenigsten eine Erklärung dafür finden. Karl Henkel, dessen Teilnahme an dem Schicksal der Frau nicht abgelaufen war, und der sich über den Erfolg in Montreux freute, meinte in seiner spöttischen Weise, daß die Frauen ihr Geschlecht wohl objektiver und nüchterner beurteilten, als die Männer, da sie ihrer eigenen Schwächen sich bewußt seien. Aber auch er war ungehalten über die Flucht von Frau Binker.

Diese unklare Sachlage wurde noch peinlicher, als einige Tage darauf Staatsanwalt Dr. Diestel tatsächlich Frau Berta Binker zu einer Aussage ihres verhafteten Mannes vernehmen wollte und der Gerichtsbote, nachdem er deren Wohnung verschlossen gefunden und von den Hausbewohnern die plötzliche Abreise erfahren hatte, sich nun an Dr. Werner wendete, um von ihm den Aufenthalt zu erfahren. Dr. Werner gab ihm eine wahrheitsgemäße Auskunft, die Staatsanwalt Dr. Diestel sehr umständlich zu den Akten nahm und mit dem Zusatz „abgerückt“ verdrängte.

Allerdings konnte Dr. Werner schon nach einer Woche eine ganz genaue Auskunft geben, die in ihrer betrüblichen Klarheit jede Mißdeutung hätte zerstreuen müssen: Der Bruder von Frau Berta Binker setzte ihn geziemend von dem Tode seiner Schwester in Kenntnis. Aus dem Briefe, der der Todesanzeige gefolgt war, ergab sich, daß Frau Berta Binker bei ihm in Wien plötzlich aufgetaucht war, ohne jede vorhergegangene Benachrichtigung. Sie war sehr aufgereggt gewesen und hatte das Haus nicht einen Augenblick verlassen und war von sonderbaren Wahnvorstellungen befallen. Die rheumatischen Schmerzen in der linken Seite hatten sich gleich nach ihrem Eintreffen verschlimmert, so daß sie vor einigen Tagen sich hatte legen müssen. Der Arzt sprach von einer Herzmuskulenzündung und verordnete vollständige Ruhe, auch die Bedenklichkeit der Erkrankung verheimlichte er nicht. Als vor zwei Tagen Georgy, der vor dem Hause gespielt hatte, von anderen Tuben verleitet, nach einem entfernteren Garten mitgelaufen war und einige Stunden nicht hatte gefunden werden können, war eine so große Erregung über die Kranke gekommen, daß Herzkrämpfe eingetreten waren, die in der Nacht zu einem qualvollen, schweren Sterben geführt hatten. — Er habe, schrieb der Bruder, seiner armen Schwester schwören müssen, das Kind nicht von sich zu lassen. Was er herzlich gern tue, um so mehr, als seine Ehe kinderlos geblieben sei und auch seine Frau den Knaben lieb gewonnen hatte. — — — „Meine Schwester hat mir in den ersten Tagen öfters von Ihnen gesprochen, stets voller Dankbarkeit für das, was Sie für sie getan haben, und auch davon, daß eine kleine Rente für das Kind aus dem Vermögenszusammenbruch gerettet ist. Da ich mich schon jetzt als Vormund des Kindes fühle, bitte ich Sie um Klarstellung der Verhältnisse.“ Dr. Werner war aufrichtig betriibt über den Tod von Frau Binker. Es dünkte ihm jammervoll, daß die Frau, die so tapfer durchgehalten hatte, gerade zu der Zeit sterben mußte, da eine günstige Wendung sich ergab. Daß sie nicht einmal das Gefühl des Gerettetseins empfunden hatte und noch in den letzten Stunden von Angst und Sorge um den Knaben gepeinigt war. Ein trostloses Sterben, in dem die Seele der Entfliehenden sich verzweifelt an den Zurückbleibenden flammerte und der Schmerz des Auseinandergehens durch die Sorge um den anderen sich noch vertiefte.

Arme, arme Frau!

Aus diesem Gefühl schrieb er in herzlichen Worten an den Bruder, und erst nach Ablauf einer schicksalichen Zeit ließ er ein klares und übersichtliches Exposé über den Vermögensstand folgen.

Zugleich schickte er den Brief des Bruders der Staatsanwaltschaft.

Er wurde mit einer laufenden Nummer versehen und zu den Akten genommen. Die Bleistiftbemerkung „Abgerückt“ blieb aber stehen.

Vielleicht hatte Staatsanwalt Dr. Diestel auch nur vergessen, die Notiz zu löschen, da er mit dem Fall Binker sehr beschäftigt war, wie dessen Anwalt Friedolin Dr. Werner erzählte. Im Gespräch meinte er leicht hin mit einem lauwendem Blick nach diesem:

„Uebrigens, die Mutter von meinem Mandanten hat mir geschrieben.“

„So?“

„Ja, aus Montreux. Sie haben wohl mit ihr zu tun gehabt?“

„Sehr eingehend sogar.“

„Parдон,“ sagte Dr. Friedolin mit verbindlich ablenk-

der Handbewegung, „das wollte ich Sie gar nicht fragen, Herr Kollege, das sind Ihre Interna.“

„Durchaus nicht, denn da ich auf Grund dieses zurück-erworbenen Schuldtitels die Freigabe der Mieten in der Werderstraße beantragt habe, werden Sie als Sachvertwaller für Felix Winker sich wahrscheinlich auch damit beschäftigen müssen.“

Dr. Fridolin lächelte vieldeutig und antwortete: „Wahrscheinlich, sehr wahrscheinlich, Herr Kollege. Und gerade über die Rückgabe dieser Urkunde schrieb mir Frau Winker. Ich habe den Brief nicht da“ — er suchte in der Tasche und in der Aktenmappe. — „Sie schreibt so etwas, als ob sie nachträglich über die Fession sich Bedenken mache. Ich möchte doch dem Sohne davon Kenntnis geben. Sie drückt sich etwas eigentümlich aus.“

Dr. Werner, der dem Gespräch nur lässig Gehör gegeben hatte, wurde aufmerksam und sah Dr. Fridolina scharf an. Er bemerkte dessen verlegen-heimtückische Miene und legte ihm schwer die Hand auf die Schulter und sagte nachdrücklich: „Ich bitte Sie, mir den Brief zu zeigen.“

„Das ist doch nicht angängig, Herr Kollege,“ kicherte Dr. Fridolin, „da manches darin enthalten ist, das nur mich als Sachvertwaller der Winkerschen Familie angeht“ — er sagte dies wichtig, offenbar froh, sich so einen Halt geben zu können.

„Dann würde ich Sie ersuchen, Ihr Gedächtnis anzustrengen, um mir das mitzuteilen, was mich angeht. Oder Sie hätten die ganze Weisheit für sich behalten sollen, was Ihnen anscheinend schwer gefallen wäre.“

„Ich bitte sehr . . .“

„Nein, ich bitte. Also nochmals, was hat diese Dame geschrieben, aus dem Sie ihr nachträgliches Bedenken über die Fession herausgelesen haben.“

„Ich kann mich nicht bestimmt auf den Wortlaut besinnen, aber sie schreibt im allgemeinen, sie glaube, sich getäuscht zu haben — oder vielmehr getäuscht worden zu sein, und das hielt ich doch für meine Pflicht, als Kollege Ihnen mitzuteilen.“

Dr. Werner war ernst geworden, aber dieser sich windende und wendende Kollege schien ihm zu jämmerlich, seine Freude, ihm etwas Unangenehmes gesagt zu haben, zu offenkundig, als daß er ihm die Ehre antun wollte, darauf einzugehen. Daher sagte er höflich, aber mühsam beherrschend: „Für diese Aufmerksamkeit danke ich Ihnen gebührend. Die Sache selbst hat für mich kein Interesse,“ und mit kurzem Gruß ging er aus dem Anwaltszimmer. (Fortf. folgt.)

Die Farben der Blüten.

Wald und Flur, Tal und Berg, Garten und Feld prangen jetzt im prächtigsten Blumen Schmuck. Und welche Mannigfaltigkeit der Farben tritt uns entgegen! Da finden sich alle möglichen Abstufungen vom reinen Weiß der Lilie bis zu dem fast an Schwarz grenzenden dunklen Farbton der Stiefmütterchen-Spezies „Mohr von Benedig“, von dem hellen Rosenrot der Heckenrose bis zum tiefen Purpur der Päonie, von der hellblauen Färbung des Vergißmeinnicht bis zum dunklen Blau der Kornblume. Welcher Gegensatz zwischen der unscheinbaren Blüte des Mojoskrautes und den farbenprächtigen Orchideen der Tropen. Woher all diese Blütenpracht?

Die Bausteine des Pflanzenkörpers sind bekanntlich die Zellen. Jede einzelne von ihnen ist ein selbständiger, lebender Organismus, dessen Funktion sich aber so harmonisch an die Einrichtungen der benachbarten Zellen angliedert, daß lediglich die Wirkung der vereinten Lebewesen bemerkbar ist. Die Zelle ist umschlossen von der sogenannten Zellhaut oder Membran. In ihrem Innern befindet sich eine zähflüssige Masse, das Protoplasma. Dieses bedeckt die Innenwand der Membran und durchzieht das Zellinnere in Form von mehr oder minder dicken Fäden. Die auf diese Weise entstehenden Hohlräume werden von dem Zellsaft ausgefüllt, an den die Blütenfarbe gebunden ist. Je nach der Farbe der Blüte ist in dem Zellsaft eine bestimmte Substanz aufgelöst. Die blauen Blüten enthalten eine Substanz, die man als Anthozyan, d. i. Blütenblau bezeichnet. Ist diesem Saft zugleich eine Säure beigeigentlich, so erscheint er rot oder violett. Das gelbe, grüne und orangefarbene Kolorit entsteht durch derartig gefärbte Körnchen, die im Zellsaft frei schwimmen. Bei Betrachtung der Blütenfarben darf man sich nicht nach den drei Grundtönen der Optik (Blau, Rot, Gelb) richten, sondern hat die tatsächlich vorkommenden Blütenfarben zu unterscheiden, also: Weiß, Gelb, Grün, Orange, Rot, Violett, Blau, Grau, Braun und Schwarz.

Die weiße Färbung vieler Blumen wird nicht durch einen Farbstoff hervorgerufen, entsteht vielmehr durch das Fehlen jeder

Farbe sowohl im Zellsaft als auch im Protoplasma. Die weißen Blütenblätter enthalten mit Luft gefüllte Zellen, die den einfallenden Lichtstrahl reflektieren und den Reflex uns dann weiß erscheinen lassen. Die gelben Farbtöne sind im allgemeinen durch Bläschen oder Körner (Farbstoffkristalloide) bedingt, die in dem farblosen Zellsaft umher schwimmen. Die Intensität des Gelb ist abhängig von der größeren oder geringeren Zahl der Bläschen, die in den Zellen enthalten sind, wird aber auch beeinflusst durch die Anzahl der Zellen. Die grüne Farbe einzelner Blüthenzelle wird fast immer durch das Chlorophyll (Blattgrün) hervorgerufen, denselben Stoff, der die Grünfärbung des gesamten Pflanzenindividuum bedingt. Er ist aber nicht aufgelöst, sondern an das Vorhandensein von Chlorophyllkörperchen gebunden und entwickelt sich unter Einfluß von Licht und Luft, weshalb Pflanzen, die im Dunkeln oder doch mindestens an schattigen Stellen wachsen, bleichsüchtig sind. Gewächse, die des Chlorophylls entbehren, sind niemals in Stande, sich selbständig aus unorganischen Verbindungen zu ernähren. In der Blüte kommt die grüne Farbe nur selten vor, allenfalls tritt sie in Form von Streifen und Flecken in den Honigsaften auf. Bei mandeln im Wasser lebenden Blütenpflanzen enthalten die Chlorophyllkörner zugleich noch einen bräunlichen oder rötlichen Farbstoff, dessen chemische Eigenschaften aber nicht näher bekannt sind. Im Zellsaft orangefarbener Blüten kommen sämtliche Arten der bisher genannten Färbungen nebeneinander vor. Man kennt auch Pflanzen mit orangefarbenem Zellsaft, so eine Georginen-Varietät, die Scharlachlilie und die aus Nordamerika stammende Zinnie, den Randblüten in ihrem roten Zellsaft orangefarbene Kristalloide erkennen lassen. In zahlreichen Nuancen kommt das Rot als Blütenfarbe vor. Man denke nur an das Rot der verschiedenen Rosenarten, an das prächtige Purpurrot gewisser Gloxinien und an das leuchtende Rot mancher Astern- und Spazillenarten. Die hochrote Blütenfarbe verdankt ihrer Entstehung verschiedenen Umständen. Bald wird sie durch gefärbten Zellsaft hervorgerufen wie bei der als Pflanzstrauch bekannten japanischen Quitten und der Feuerbohne, bald ist der Zellsaft farblos, weist aber eine große Anzahl dunkelroter Körperchen auf wie bei der Herbstadonis, bald schwimmen in dem bläulichroten Zellsaft gelbe Körnchen wie bei einer Salbeier.

Hier wäre auch ein Passus einzuflechten über Xenochromie. Darunter versteht die Blütenbiologie die Veränderung der Färbung der Blumentronenblätter infolge der Uebertragung und Einwirkung von fremden Pollen. Diese Erscheinung wurde beobachtet an Pelargonium inquinans, einer Topfpelargonie, die häufig als Zimmerpflanze kultiviert wird, bald als die gewöhnlichere mit scharlachrotem, bald als die seltenere Form mit rosenroten Kronblättern. Beide Formen standen in verschiedenen Exemplaren, doch jede Art in einem besonderen Topfe, in einer Fensternische. Da trat auf einer ziemlich kleinen Pflanze mit scharlachroten Blüten ein Zweig mit roten Blüten auf. Allmählich bedeckten die rosenroten Blüten den dritten Teil des Stodes, während alle übrigen Stämme derselben Pflanze rein scharlachrote Kronblätter ohne jede Veränderung des Farbtones zeigten. Da dieser Vorgang, infolge der Uebertragung und Einwirkung fremden Pollens, noch nicht genügend beobachtet werden konnte, ist die Möglichkeit einer solchen Beeinflussung noch nicht zur allgemeinen Anerkennung gelangt. Der Botaniker Buchenau sucht die Ursache dieser Erscheinung darin, daß die Pollen vom Fruchtknoten auf die Grundlage hinab wirken und eine dauernde Fremdbestäubung erzeugen.

Die violette Färbung ist an blaue oder violette Farbstoffkörper von unregelmäßiger Form gebunden, wie sie im Zellsaft des wohlriechenden Veilchens gefunden werden. In den blauen Blüten der Vergißmeinnichtarten, des Leberblümchens u. v. a. beruht die Färbung darauf, daß der Zellsaft Anthozyan gelöst enthält. Andere Blütenblätter haben farblosen Zellsaft, in dem kompakte, dunkelblaue Körner schwimmen. Braune und graue Farben entstehen meist durch Vereinigung zweier Farben. So ist ersichtlich, daß die braune Farbe durch verschiedene Mischungen entstehen kann. Beim Goldblat wird sie durch das Vorhandensein von orangefarbenen Körperchen im violett gefärbten Zellsaft. Die Zellen des Frauenknechts enthalten in violetterem Saft gelbe Körnchen, die des Frühlingsadonis eine feinkörnige, gelbe Substanz. Bei einer in schattigen Wäldern und nach ihrer Ähnlichkeit Restwurz genannten Orchidee schwimmen bräunliche Körperchen im ebenso gefärbten Zellsaft und brauner Zellsaft befindet sich auch in den Zellen einiger Bitterspornarten. Wie das Weiß durch das Fehlen jeglichen Farbstoffes erzeugt wird, so entstehen die schwarzen Farbtöne durch Anhäufung. Da, wo auf Blütenblättern Flecken und Makel von schwarzer Färbung auftreten, wie z. B. bei der Pferdebohne, ist die Anhäufung der Farbstoffkörperchen nur auf diese Stellen beschränkt.

Fragen wir nach dem Zweck der Buntheit unserer Flora, so gibt es nur eine Antwort: sie schmücken sich der Insekten willen, die für sie die Stelle eines Postillon d'amour einnehmen. Bekanntlich werden viel, sehr viel Blütenpflanzen durch Insekten bestäubt. Als Gebühr dürfen diese von den zahlreichen Staubgefäßen verlangen so viel sie mögen oder nach Belieben von dem in der Blüte verborgenen Nektar naschen. Um sie aber herbeizulocken, entfalten die Blumen ihre bunten Fahnen. Die Farbe dient also dazu, die Blüten schon von ferne kenntlich zu machen. Die Blumen sind meist auch nicht einfach gefärbt, sondern zeigen in der Nähe der Nektarien in der Regel eine besondere Zeichnung, das Saftmal, wie es der alte Sprengel nannte, das den Insekten den rechten Weg zum Honig weist.

Weshalb sind aber die Blumen einer Familie, oft genug selbst einer Gattung von Pflanzen verschieden gefärbt? Warum sind sie nicht alle weiß oder rot, wodurch sie doch auffallend genug wären? Auch die verschiedenen Farben der Blumen beruhen auf spezieller Anpassung, denn der Sinn für Farben ist ungleichmäßig entwickelt im Reiche der Insekten. Ursprünglich war wohl jede Blüte unscheinbar; erst infolge des Insektenbesuches veränderten sich die Blüten sowohl in der Form als auch in der Farbe: aus weißen und gelben Blumen wurden blau und rote. Eine der Farbenfolgen geht von Weiß durch Rosa, Purpurrot, Violett zu Blau, eine andere von Gelb durch Orange zu Schwarz, und es ist wohl anzunehmen, daß jede Insektengruppe eine Farbe besonders bevorzugt. Die geniale John Lubbock, als Geschäftsmann und Politiker, Archäolog und Naturforscher gleich bedeutend, hat durch eine große Reihe gewissenhaft angestellter Experimente den Nachweis zu bringen vermocht, daß Blau die Lieblingsfarbe der Vienen ist, dann folgen Weiß und Gelb, dann Grün, Rot und Orange, alle drei Farben in ziemlich gleichem Maße wirkend, und die Farblosigkeit endlich lockt am wenigsten.

Die Lehre von den Farben der Pflanzen läßt noch manches zu erforschen übrig. So kennt man zum Beispiel noch von keinem Farbstoffe seine chemische Zusammensetzung. Wohl weiß man, daß der wichtigste Farbstoff in den Pflanzen, das Chlorophyll, Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, Stickstoff und in geringer Menge auch Eisen enthält, aber wie die Stoffe gemengt sind, ist vollständig unbekannt.

Das Keschmies unserer Ausführung aber ist:

Die Blütenfarbe ist stets an den Zellsaft gebunden. Blaue, violette und rosenrote Farbstoffe sind meist im Zellsaft gelöst, während gelbe, grüne und orangefarbene in Gestalt von Körnchen oder Pläschen im Zellwasser frei umhergeschwimmen. Braune, graue und schwarze Farbtöne entstehen durch Kombination gefärbten Zellstoffes und andersfarbiger Körperchen. Weiße Farbe wird durch den Mangel jeglichen Farbstoffes hervorgerufen. Die Blumen tragen ihr buntes Kleid um der Insekten willen, die durch die Farbe angelockt werden und durch den Besuch der Blüten zum Bestäuben derselben beitragen, welcher Prozeß wiederum Samenbildung und Erhaltung der Art zur Folge hat.

C. Schenking.

Ein schlechter Mensch.

3]

Von Timm Kröger.

Da tat Friedr. Volkens einen Sprung und einen Stoß. Aber gleich sah sein Handgelenk im Schraubstock von Klaus Kipp's großer Faust. Das von dem Angreifer geführte Messer fiel zu Boden. Da folgte von Klaus ein zweiter Griff mit der Linken und Friedr. deckte der Länge nach den Boden.

„Oh, oh . . .“ rief Anna.

Friedr. konnte nur zischen und sauchen.

Klaus bändigte ihn mit einer Hand, die andere hob das Messer auf.

„Sieh,“ sagte er, „ein richtiger Genickfänger. So einer bist Du also.“

„Oh, oh,“ rief das Mädchen, der Geschlagene konnte nur sauchen.

„Wenn Du so einer bist, dann müssen wir doch wohl ein bißchen Ernst machen mit meinem Schwur. — Erst werde ich Dich ein wenig im Graben taufen und Dir dann einen kleinen Denkgettel geben. Es ist ja nicht das, was ich gelobt habe, aber doch etwas.“

„Oh, oh,“ sagte Anna. Friedr. zischte und sauchte.

Aber Klaus tat nicht so, wie er gesagt hatte. Er hielt den Heberwundenen ruhig am Boden.

„Ich will es doch lieber nicht tun — ihretwegen und meiner wegen nicht. Ich habe mich schon genug an Dir verunreinigt.“

Und er stellte sein Opfer auf die Beine. Aber den Genickfänger schlug er bis zum Hest in den Weidenstamm am Weg und jagte dazu:

„Wenn Du die Kraft und den Mut hast, den Herausanzuziehen, dann lann das Spiel von neuem beginn.“

Ueber Friedrichs Rippen kam kein Laut.

„Gute Nacht,“ rief er, bekam aber keine Antwort.

Und es verging eine lange Zeit. Es wurde Sommer und Herbst und Winter, und wieder kamen Frühling und Sommer und dann ein warmer, wundervoller Herbst. Draußen „am Moor“ hörte man wenig von dem, was im Dorf geschah. Noch immer stand die Hochzeit von Anna Schlüter und Friedrich aus. Den Alten war die Partie ja niemals recht gewesen, Friedrich sollte auch anderen Sinnes geworden sein, man sprach so allerlei, man hörte aber nichts Neues.

Der Tagesweg führte Klaus Kipp öfter durch Johann Christian Hebbels Weidengang. — Viele Wochen lang sah der Genickfänger noch immer in dem abgesägten Baumstamm. Klaus hatte, wenn er es sah, immer ein Gefühl des Triumphes, zugleich aber auch der Scham. Wer dächte nicht so menschlich, daß ihn nicht das Bewußtsein schwellte, einen Gegner gedemütigt zu haben! Stärker war aber doch das Gefühl, daß sein Verhalten ~~raus~~ der Durch-

schnittlinie seines Wesens gestanden habe, daß er sich vergessen gehabt habe, als er es getan. Er hatte selbst keinen Namen dafür: in Wahrheit aber wuchs der neue Klaus Kipp über den alten Klaus, der sich in die nette, leichtfertige Anna Schlüter vergafft hatte, hinaus. Was war ihm jetzt Anna Schlüter? — Er hoffte und durfte hoffen, die Stelle, die er lange mit dem Bewußtsein der Leere in sich herumgetragen hatte, ausgefüllt zu sehen, und nicht durch eine so leichtfertige, unbeständige Person wie jene.

Wenn er durch Hebbels Weidengang kam und das sich mehr und mehr mit Rost überziehende Gest des Genickfängers sah und nach etwa vier Wochen nicht mehr sah (wer es geholt hat, hat er niemals erfahren), wenn er an dem großen Stein vorbeiging, der für und für im Graben lag, dann hatte der neue Klaus Kipp Neigung, sich über den alten Klaus Kipp lustig zu machen. Er glaubte auch nicht mehr an die Feueresse seines Innern. Mehr und mehr gab er der öffentlichen Ansicht recht, wenn sie den hervorragenden Zug seiner Gesinnung in seiner Guttherzigkeit sah. Doch hätte er es lieber Gerechtigkeitsfing nennen gehört, als glatte Gutmütigkeit.

Und es war Winter geworden und wieder Frühling, und Sommer und Herbst, ein Jahr darüber war seit dem Zusammenstoß in Johann Christian Hebbels Weidengang verstrichen. — Und wieder war es Sonntag. Das Abendbrot war früh eingenommen worden, weil die Mutter vor hatte, wie es auch geschah, ins Dorf zu gehen, den Schmied und seine Tochter, mit denen der Verkehr jetzt häufiger hinüber und herüber ging, zu besuchen. Klaus blieb einstimmen zu Hause, die Wirtschaft zu besorgen. Später wird er das Haus abschließen, die Mutter zu holen.

Das Wetter war warm und angenehm still, er sah an der Hauswand auf der Bank. Die brennende Petroleumlampe stand darauf (so vollständig schlief der Wind), Nachtfalter flogen und klebten an Glas und Kuppel. Er achtete nicht darauf. Die Arbeit war besorgt, nun wollte er mit Behagen seine lange Pfeife, seinen Porzocoro, rauchen, in den prächtigen Abend schauen und dann ausbrechen, zum Schmied gehen und mit dem Alten und mit der mehr und mehr von ihm als echt erkannten Elbe das sprechen, was zu sagen noch immer nicht hatte passen wollen . . . das heißt, wenn er heute dazu Gelegenheit und Mut fand.

Die Pfeife . . . puff . . . puff! — Ein echter Raucher muß den Rauch sehen, deshalb ist die Lampe am Plaze. Und wenn man sich in den Rand des Lichtscheins, ins Zwielicht setzt, dann hat man beides, den Rauch und die Schönheit des Abends; dann verschließen sich dem Auge auch nicht die Geheimnisse der Nacht.

Nicht die Geheimnisse der Nacht, zumal nicht die einer hellen Mondnacht. Es ist, wie damals, als er auf derselben Bank saß, und seinen Kummer durchdachte — der Mond ist aufgekommen, und in voller Scheibe steht er am Himmel.

Und Klaus Kipp atmete die Ruhe und die Wunder der wunderbaren Nacht. Wieder lag der Graupelschnee des weißen Lichts auf den Steinen des neuen Feldes. Diese sadartig, lang und rund, wie Säuglings mit dem Nabel in den Ader hineingeworfene, dicke Teufel — lauernd, als ob in heutiger Nacht das kommen müßte, worauf sie schon lange warteten. — Und Klaus Kipp fühlte, welche eigenartige Vorstellungen mondbeschiemenes Land auslöste, ganz anders als der helle Tag und als die schwarze Nacht. Dem großen, von Kindheit an im Herzen getragenen Gott war er sich niemals so nahe, wie im Wehen des Mondes, niemals war ihm das Vorhandensein einer anderen höheren Welt gewisser, und niemals glaubte er mehr an Engel und Geister, als beim Leuchten und Verbergen des guten Mondes.

Zur rechten Andacht gehört die volle Pfeife. Er zündete sich eine neue an, da sanken seine Gedanken erdenwärts und kamen mit praktischen Aufgaben des Tages.

„Ich muß Anstalt machen,“ dachte er, „die Steine fortzuschaffen, um auch die Stüde, wo sie liegen, unter den Pflug zu nehmen. Ich denke, es soll die Arbeit meiner Hände lohnen.“

Die Steine. —

Was ist das?

Die Steine lagen noch da, wo sie immer gelegen, aber es kam etwas mitten durch das Steinfeld zu ihm herübergeschritten. — Ein Phantom? — ein Mann? — eine Frau? — Jedenfalls ein Mensch. Und wie der Mensch die Pforte seines Gartens bewegte, jankte sie. — „Die hat Del nötig,“ dachte der Hausherr, „soll morgen besorgt werden.“ Stumm ging die Erscheinung in den Gartensteig hinein. Es war kein Zweifel, der, der da kam, wollte zu ihm. Es war aber, wie er jetzt sah, kein Mann, es war ein Weib, und die Umrisse wurden ihm immer bekannter. — Es war Anna Schlüter, seine gewesene Braut.

Er stand auf und stellte die lange Pfeife an die Wand.

„Guten Abend,“ sagte er.

„Guten Abend,“ sagte sie.

Eine kleine Weile zögerte er, dann gab er ihr die Hand.

„Sieh' Anna!“ sagte er. Dann schweigen beide.

„Das ist später Besuch,“ fing Klaus dann an und setzte hinzu:

„Du hast mir wohl was zu sagen, da ist es besser, wir gehen hinein.“

„Laß uns hier bleiben, Klaus. Es hört uns hier keiner.“

„Das wohl nicht; es müßte wunderbarlich zugehen, wenn uns hier einer hörte. Und, wenn es Dir lieber ist, dann seh' Dich auf die Bank. Dann machen wir es hier im Freien ab.“

„Ich sehe gern.“

„Wie Du willst.“

Weibe standen.
 „Wie geht es, Anna?“
 „Ach, Klaus!“
 Und sie fing zu weinen an. Sie weinte wie eine schlechte Schauspielerin, hauptsächlich durch die Nase, der Schmerz wurde weder aus dem Innern eines qualvoll geschüttelten Leibes, noch aus der Tiefe der Seele herausgeworfen.
 Er ließ derweilen seine Augen über sie hingehen. Ihm schien, sie habe einen Hof um die schönen, falschen Augen und sei um einen Ton blasser als früher.
 Anna Schlüter faßte sich und fing zu reden an:
 „Was bist Du für ein guter Mensch, und wie bin ich schlecht gegen Dich gewesen!“ (Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

Der Pferdehandel.

Ein dänisches Provinzblatt erzählt:
 Im Hof eines Kaufmanns wird um ein Pferd gehandelt. Der Verkäufer verlangt zunächst 1050 Kronen, ließ sich aber mit vieler Mühe bis auf 980 herunterarbeiten. Der Käufer wieder kletterte unter heftigen Anstrengungen bis 975 hinauf, aber dann schienen auf beiden Seiten auch die Kräfte erschöpft zu sein. Die letzten fünf Kronen waren die schlimmsten.
 „Schlag jetzt ein,“ sagte der Käufer.
 „Das ist ganz unmöglich,“ antwortete der Verkäufer. „Leg' die 5 Kronen noch zu.“
 „Nicht einen Heller mehr. Willst du verkaufen oder nicht?“
 Der Verkäufer schüttelte den Kopf.
 „Also gut, du mußt es ja wissen,“ sagte der Käufer und wandte sich ab. Aber dann kam er mit einem neuen Vorschlag.
 „Sei jetzt vernünftig. Dann bezahle ich den Kaffee.“
 „Besten Dank, ich habe bereits Kaffee getrunken.“
 „Du wirst doch eine Tasse mehr trinken können?“
 Das konnte er allerdings, aber er wollte die fünf Kronen haben.
 Der Käufer ging ein paar Schritte weg; er kam aber wieder zurück.
 „Zum Teufel jetzt mit dem Jögern! Schlag ein! Du sollst zu deinem Kaffee einen Kuchen bekommen.“
 „Wenn ich mich nach einem Kuchen sehne, kann ich ihn ja selber kaufen,“ kam die stille Antwort.
 Der Käufer entfernte sich auf das Hofstor zu. Der andere sah ihm fragend nach. Er kam aber wieder zurück.
 „Also: wenn wir jetzt den Handel machen, gebe ich ein Frühstück aus.“
 „Besten Dank, ich bin nicht hungrig.“
 „Kannst du nicht einmal ein Frühstück essen?“
 „Das kann ich leicht, wenn du mir die fünf Kronen gibst.“
 Diesmal ging der Käufer durch das Hofstor hindurch und bog um die Ecke. Der Verkäufer sah ihm sehnsüchtig nach. Aber dann kam er wieder zurück.
 „Schlag jetzt ein, alter Rörgelpeter! Du bekommst einen Schnaps zum Frühstück.“
 „Besten Dank, das bekomme ich immer.“
 „Schlägst du nun ein?“
 „Ja, wenn ich die fünf Kronen kriege.“
 „Nicht einen Heller mehr. Sollen wir den Handel abschließen?“
 „Ich gehe nicht weiter herunter.“
 „Du sollst zwei Schnäpse zu deinem Frühstück haben.“
 „Besten Dank, der eine genügt mir vollkommen.“
 „Adieu“, sagte der Käufer kurz. Und diesmal ging er durch das Hofstor und blieb weg. Der Verkäufer sah ihm eine Weile nach, dann sprang er entschlossen auf und stürzte ihm nach. Er war die StraÙe noch nicht allzu weit hintergekommen.
 Bevor sie wieder zum Hofstor zurückkamen, war der Handel abgeschlossen. Die Kaufsumme war 975 Kronen. Vom Frühstück war bei Schluß der Redaktion noch nichts in Erfahrung zu bringen.

Die zehn Gebote des Naturschutzes. Der Landesverein für Naturkunde zu Freiburg i. B. veröffentlicht folgende 10 Gebote für den Umgang mit den Pflanzen und Tieren:

1. Du sollst der Natur, die dich durch ihre Schönheit erfreut, nicht mit Un dank lobnen, indem du sie schädigst.
2. Du sollst die Natur nicht durch weggeworfene Blumen, Papier oder sonstige Abfälle verschandeln.
3. Du sollst zur Erinnerung oder für deine Sammlungen von Blumen, Schmetterlingen und dergleichen nur soviel mitnehmen, als du wirklich brauchst.
4. Du sollst keine überflüssigen Sammlungen anlegen, noch von Schmetterlingen, Käfern oder sonst etwas, wenn du dich nicht ernstlich damit beschäftigen willst.
5. Du sollst auf solche Naturseltenheiten, deren Bestand dadurch gefährdet wird, überhaupt verzichten und bedenken, daß sich auch andere daran erfreuen wollen.
6. Du sollst keine Pflanzen mit den Wurzeln ausgraben noch ausreißen.
7. Du sollst von Bäumen und Sträuchern keine Blätter ab-

- reißten, sondern sie nötigenfalls mit einem scharfen Messer oder Schere abschneiden.
 8. Du sollst beim Pflücken der Blumen darauf achten, daß der Stock nicht beschädigt wird und wenigstens noch einige Blüten daran bleiben.
 9. Du sollst die Rinde der Bäume nicht als Stammbuch benutzen.
 10. Du sollst Kinder und unverständige Erwachsene zur möglichsten Schonung der Natur anhalten.

Hygienisches.

Kühlende Sommergetränke. „Der Sommer ist ja ganz schön, wenn nur bloß die Hitze nicht wäre“, stöhnt der Held in einer Alt-Berliner Pötte in seinem urwüchsigem Dialekt. Gleich darauf wird er aber von dem teuren Busenfreunde eines Besseren belehrt, der ihm mit vergnügtem Augenzwinkern und begehrllichem Zungenschnalzen die tiefgründige Logik vorträgt: „Wenn die Hitze nicht wäre, da hättest Du keinen Durst. Und der ist doch gerade was Schönes.“ Und beide — schauen tief ins Glas. Man muß aber schon ein ziemlicher Trinkfreund sein, um sich der Hitze wegen des Durstes zu freuen, den sie verursacht. Denn im allgemeinen zählt der Durst nicht gerade zu den angenehmsten der Gefühle, und wenn, wie in diesen Tagen, die Sonne mit tropischer Glut uns arme Menschenkinder ansdörft, dann zählt die Trinkfrage zu den schwersten Problemen, die unser Herz bewegen.

Ja, was soll man am zweckmäßigsten trinken? An des alten griechischen Dichters Pindar wohlweisem Ausspruch: „Das Wasser ist doch das Beste“ ist nicht zu rütteln. Das ist die Quintessenz aller hochsommerlichen Trinkweisheit. Sei es nun, daß man gutes frisches Wasser oder Mineralwasser zu sich nimmt. Der oberste Grundsatz jedes kühlenden Sommergetränkes muß Alkoholfreiheit oder doch größte Alkoholarmut sein. Den Genuß von Alkohol in jedweder Form blüht man bei Hitze doppelt. Denn diese Getränke löschen nicht allein den Durst nur ganz vorübergehend, sondern sie verursachen auch heftigen Schweißausbruch und ähnliche das Hitzeübel nur noch unerträglich gestaltende Begleitererscheinungen. Von all den vielgerühmten alkoholhaltigen Eisgetränken, wie sie besonders Amerika so zahlreich kennt, hält man sich also am besten fern und man tut auch gut, wenigstens zu den Tagesstunden, wo die Hitze am größten ist, auf Bier und Wein ganz zu verzichten. Auch der weit verbreitete Glaube, daß kaltes Wasser, mit einem Schuß Wein oder Kognak versetzt, ein sehr empfehlendes Getränk ist, enthält kaum mehr als ein Körnchen Wahrheit; denn schlechtes Trinkwasser wird durch den Zusatz von Alkohol in der gewöhnlichen Form keineswegs verbessert.

Am besten stillen also die alkoholfreien Getränke den Durst, und hier ist obenan der Tee zu setzen. Kalter abgestandener Tee ohne jeden Zusatz von Zucker, Milch usw., wenn möglich eisgekühlt, ist ein außerordentlich belömmliches, erfrischendes und lebendes Getränk, und höchstens Herzkranke sollten darauf verzichten. Tee ist ja das Getränk der Soldaten auf Marschen. Auch kalter Kaffee tut bei Hitze gute Dienste. In stark erhitztem Zustande sollte man jedoch niemals sich an kalter Milch zu laben suchen, und auch wenn das Durstgefühl noch kein allzu brennendes ist, sollte man Milch immer nur unter gleichzeitigem Genuß von Brot zu sich nehmen. Im andern Falle verläßt nämlich die Milch leicht im Magen, was zu den schwersten Folgen führen kann. Ein sehr leicht und billig herzustellendes, leider nur wenig bekanntes Getränk ist der Brottee. Alte Brotscheiben werden aufgebriiht, mit Zucker gesüßt, abgegossen und in den Eisschrank gestellt. Der auf diese Weise gewonnene Trunk wird von vielen als der Restik der heißen Jahreszeit gepriesen. Auf die große Zahl der Kaltshalen, die ja überall verbreitet sind, und für die die meisten Hausfrauen ein Sonderrezept haben, braucht wohl nicht näher eingegangen zu werden.

Den Italienern verdanken wir die Eislimonaden. Doch sollte man bei ihnen ziemlich vorsichtig sein und die vielen in den Handel gebrachten Limonaden mit ihren grellen Farben und künstlichem Geschmack meiden. Die natürliche Limonade, d. h. frischer Zitronensaft mit Zucker und kaltem Wasser, ist eines der belömmlichsten Getränke bei Hitze, und es hat zugleich den Vorteil, daß die Zitronensäure die schädlichen Wirkungen der Fleischsnahrung, von der wir im Sommer vielzubviel zu uns nehmen, eindämmt.

Die Frage nach dem Was wäre also im großen und ganzen beantwortet. Bleibt nur noch das Wie und Wieviel. Früher war das Trinken in erhitztem Zustande nach einem Marsche streng verboten. Man sollte, so lautete die alte Weisheit, mindestens eine Viertelstunde ausruhen, etwas Brot hinabwürgen und sich dann erst den Trunk zu Gemüte führen. Ganz falsch ist das natürlich nicht. Heute vertreten die medizinischen Autoritäten die Ansicht, daß Getränke von ungefähr 8 Grad Wärme am belömmlichsten sind und selbst in erhitztem Zustande ohne Gefahr genossen werden können. Jedoch auch solche von niedrigerer Temperatur, etwa von 5 Grad, sind, schluckweise genommen, unschädlich. Sie werden nämlich in der Mundhöhle soweit vorgewärmt, daß sie im Magen rasch auf die Körpertemperatur kommen. Als die wichtigste hochsommerliche Regel merke man sich, daß beim Trinken immer Maß gehalten werden muß. Schluckweise soll man die Erfrischung genießen, nicht den Fehler begehen, den Trank in einem Zug hinter die Binde zu gießen.